

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Aus dem Frauenleben der italienischen Renaissance
Autor: Trog, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Frauenleben der italienischen Renaissance.

Mit sechs Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Der gewaltige Prozeß der Befreiung des italienischen Volksgesistes aus den Anschauungen und Institutionen des Mittelalters, den wir als Renaissance kennen, spiegelt sich naturgemäß auch in dem Wandel, der in der sozialen Stellung der Frau und in der Stellung der Gesellschaft zur Frau damals vor sich gegangen ist.

Man darf sich diesen Wandel nicht als einen schroff sich vollziehenden vorstellen; die Fäden zum Mittelalter hinüber sind nicht kurzerhand zerschnitten worden, und es ist interessant zu sehen, wie in derselben Zeit nebeneinander verschiedenste Anschauungen bestehen konnten, ja sogar nicht nur in derselben Zeit, sondern sogar in derselben Person. Der Dichter der unsterblich gewordenen Laura-Sonette Francesco Petrarca weiß seine nie gestillte Liebessehnsucht nach der Ginen, Unvergleichlichen fein säuberlich zu trennen von seiner allgemeinen Einschätzung der Frau, welche die denkbar geringschätzteste und verächtlichste ist. Die Frau ist der wahre Teufel, heißt es kurz und präzis in einem seiner Briefe. Die Pflege des Geistes und der Umgang mit den Büchern erheben ihn völlig den Verkehr mit dem Weibe und die Liebe zu Kindern. Im selben vierzehnten Jahrhundert aber, dem italienischen Trecento, schrieb Giovanni Boccaccio, Petrarcas Freund, seinen Decamerone, d. h. jene weltberühmte Sammlung von hundert Novellen, die sich nach des Dichters Fiktion im Jahr 1348, als wieder einmal eine der bösen Pestseuchen über Florenz hereingebrochen war, sieben junge Damen

und drei Herren in der betteten Stille behaglichen Landlebens an zehn Tagen erzählen. Wegen einer stattlichen Anzahl beträchtlich ausgelassener Novellen genießt dieser Decamerone eines zweifelhaften Rufes; daß die Geschichten aber köstlich erzählt sind und von Lebensfülle und Anschaulichkeit strotzen, hat noch niemand bestritten. Lassen wir sie in dem Geiste, den Boccaccio für die Lektüre verlangte oder doch wünschte, so dürfte man diese Novellenammlung auch heute noch in delikate Damenhände legen. Boccaccio sagt ja in bezug auf den Vorwurf, den man gegen ihn erheben könnte, nämlich, er habe zuweilen Frauen etwas sagen und oftmals mitanhören lassen, was für ehrbare Frauen

weder zu sagen noch mitanzuhören schicklich sei: er leugne dies; denn es sei unter den Sachen nichts so unanständig, daß es, indem es mit anständigen Worten gesagt werde, sich für irgend jemand nicht schicken sollte. Sodann sei aber auch die rein künstlerische Seite ins Auge zu

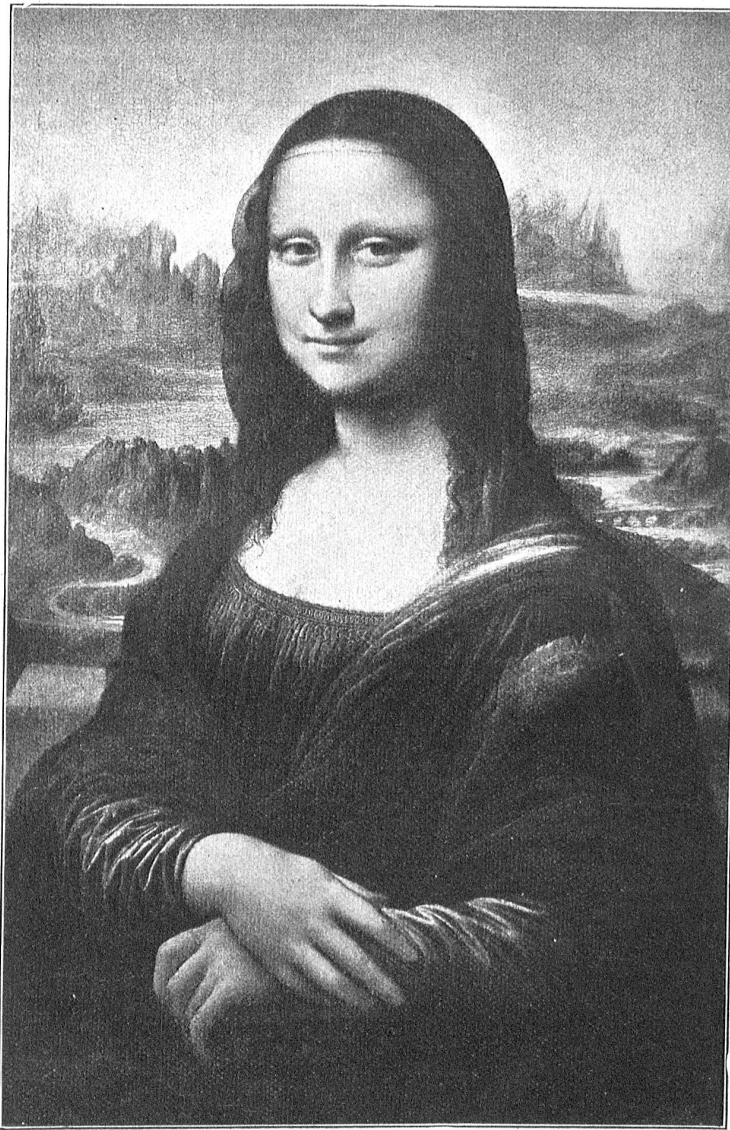
fassen: unter Umständen müssen nicht wohl-anständige Dinge auch beim Namen genannt werden; in unserer Alltagssprache scheuten wir ja auch nicht davor zurück. Weiterhin folgt dann noch eine Bemerkung, die

leider nur trivial scheint, es aber nicht ist: meine Novellen können freilich schaden, aber auch nützen, wie das mit allem andern der Fall ist. So wird der Wein dem Fieberkranken schaden, dem Gesunden nicht. „Wollen wir nun aber deshalb, weil er dem Fieberkranken schädlich ist, sagen, daß er nachteilig wäre? ... Ein verdorbener Sinn nimmt niemals ein Wort in unschuldiger Bedeutung, und so, wie anständige Worte einem solchen nichts nützen, ebensovienig können auch die, die weniger anständig sind, den noch Unverdorbenen besudeln, gerade so wenig wie der Rot die Sonnenstrahlen oder der irdische Schmutz die himmlischen Schönheiten.

Jede Sache ist für sich selbst genommen gut zu irgend etwas; aber schlecht angewandt, kann sie für viele schädlich sein, und das sage ich auch von meinen Novellen. Freilich die Betschwärtern sprechen anders; aber sie tun auch oftmals zur Abwechslung etwas anderes.“

Ganz im allgemeinen gibt übrigens Boccaccio auch zu bedenken, unter

welchen Umständen diese Novellen erzählt werden: die Pest hat in Stadt und Gesellschaft alle Bande der Geselligkeit, der Nächstenliebe, der Sitte gelockert. Er meint: Die Zeit ist von der Art, daß, wenn Männer und Frauen sich nur hüten, unehrbar zu handeln, es ihnen gestattet sein muß, über alles zu reden. Und zudem: wer kennt nicht die Tugend der sieben jungen Damen, die diese Geschichten erzählen und anhören? Welche Tugend, wie ich glaube, nicht einmal die Furcht vor dem Tode, viel weniger kurzweilige Erzählungen von der rechten Bahn abwendig machen könnten. Und wer von solchen Schelmenstreichen nicht mehr zu reden wagte, der könnte sich



Bildnis der Mona Lisa. Nach dem Gemälde von Leonardo da Vinci im Louvre zu Paris (aus „Schaeffer, Das Florentiner Bildnis“).

dem Verdacht aussetzen, daß er aus guten Gründen schweige. An solche Stellen muß man denken, um das feine Wort Jakob Burckhardts in seiner „Kultur der Renaissance“ in seiner ganzen Wichtigkeit zu würdigen: „Manche Leser werden denken, an einer Gesellschaft, die so unmoralische Erzählungen — er spricht an dieser Stelle von den Novellen des Boccaccio — anzuhören imstande war, sei nichts zu verlieren noch zu gewinnen. Nichtigter möchte der Satz so lauten: Auf welchen sichern Grundlagen mußte eine Gesellschaft ruhen, die trotz jener Historien nicht aus den äußern Formen, nicht aus Mand und Bänd ging, die zwischenhinein der ernstesten Diskussion und Beratung fähig war! Das Bedürfnis nach höhern Formen des Umganges war eben stärker als alles.“

Sehen wir nun zu, was sich im speziellen noch für unser Thema aus des Boccaccio Decamerone ergibt. Da wäre zunächst zu nennen der wunderbar feine und dabei doch stets geistig angeregte und heitere Ton, der zwischen diesen munteren Damen und Herren während ihrer reizvollen Villeggiatur herrscht, wie nirgends im Verkehr die Linie des Unmutigen und Graziösen überschritten wird, wie man sich auch in heikeln Situationen zu benehmen weiß. Bei starkgewürzten Erzählungen erröten die Zuhörerinnen, wie es sich ziemt; aber das Lachen schlucken sie deswegen doch nicht hinunter. Man ist ja so himmelweit entfernt von aller Prüderie und steht zu all dem durchaus natürlich und gesund, was heutzutage auch nur anzudeuten für unpassend gilt.

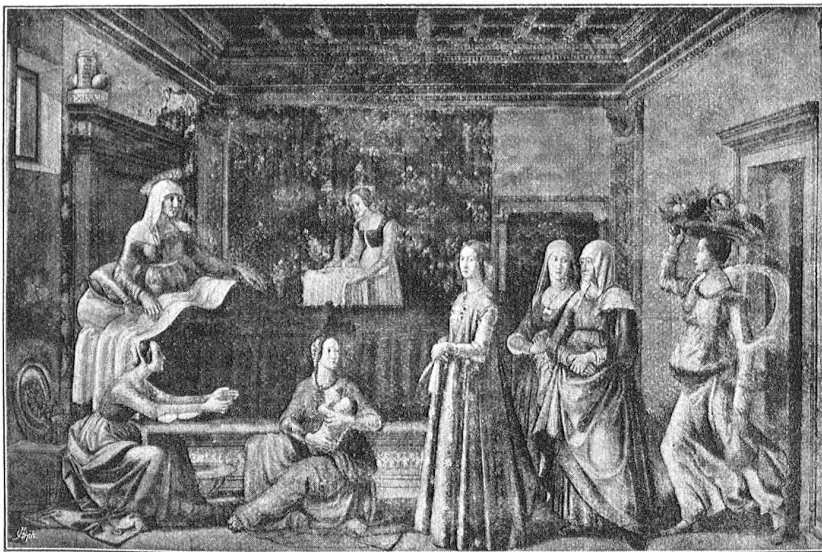
Ferner: die Frauen, die wir da kennen lernen bei ihren Spaziergängen, ihren Spielen und Tänzchen und Gesängen und vor allem bei ihren Erzählungen, wissen genau, was feiner Geist auch für die Frau bedeutet. Wie klar sie sich darüber sind, mag die Einleitung zur zehnten Novelle des ersten Tages belegen. Die Königin des Tages — denn jeden Tag übernimmt eine andere Person die Würde eines Leiters der Kompagnie, der sich dann die übrigen in allem zu fügen haben — die Königin des Tages Pamphinea beginnt ihre Erzählung wie folgt:

„So, wie an hellen Abenden die Sterne Schmuck des Himmels sind und im Lenz die Blumen auf den grünen Wiesen, so sind es auch meine Witzworte für lobenswerte Sitten und eine angenehme Unterhaltung. Eben nun aber, weil diese kurz sind, schicken sie sich weit besser für Frauen als für Männer; denn an den Frauen — wir wiederholen: es ist eine Frau, die spricht — wird vieles und langes Sprechen, wenn es auch ohne solches ginge, weit mehr getadelt als an den Männern; freilich möchten heutigen Tages nur wenige oder gar keine Frau mehr übrig sein, die ein solches feines Witzwort entweder selbst noch wohl verstanden oder, wenn sie es verstanden haben, darauf zu antworten wüßten. Und darüber sollten wir und alle Frauen, die da leben, uns billigerweise schämen. Denn jene Kraft, die bei unsern Vorfahren der Geist besaß, haben die Meinen auf körperlichen Puz verwendet, und diejenige, welche die vielfarbigsten, buntesten und auffallendsten

Kleider an hat, glaubt, sie müsse für weit mehr gehalten und viel mehr als die andern geehrt werden. Sie bedenkt aber nicht, daß, wenn man einem Giel ebensoviel an- oder in Wahrheit auflegen wollte, er noch viel mehr als irgend eine von ihnen tragen könnte und darum doch für nichts Höheres zu achten wäre als für einen Giel. Ich sage das mit Beschränkung, weil ich eben das, was ich gegen andere sagte, auch gegen mich selbst sagen muß. Diese so gepuderten, so gemalten, so bunten Damen stehen entweder wie Marmorbilder stumm und ohne Gefühl da oder antworten auf alles, was sie gefragt werden, derart, daß es besser wäre, sie hätten ganz und gar geschwiegen. Aber sie bilden sich ein, es käme aus Reinheit der Seele her, daß sie weder unter Frauen noch mit tüchtigen Männern (con valenti uomini) reden können, und darum haben sie ihrer Albernheit den Namen der Ehrbarkeit gegeben, gleichsam als wenn es keine andere ehrbare Frau mehr gäbe als nur die, die mit ihrer Köchin oder Waschfrau oder Bäckersfrau spricht.“

Hier haben wir eine der ganz entscheidenden Stellen für die neue Gesinnung, die mit dem Wesen des befreiten, antizmittelalterlichen Geistes auch in die italienische Frau ihren Einzug gehalten hat. Ein Gedanke vor allem kehrt dann, sobald von diesen Dingen gleichsam prinzipiell gesprochen wird, immer wieder: die Frau muß auch mit gebildeten Männern so sprechen können, daß es ihr keine Schande und diesen keine Langeweile macht, oder allgemeiner: die Frau muß sich jeder Lage gewachsen zeigen. Diese Forderung beruht auf einer völlig neuen sozialen Einschätzung der Frau; sie tritt neben den Mann als ein gesellschaftlich gleichwertiges Element. Bei der Bedeutung, welche die Renaissance allem individuellen Sein und Tun beilegte, hat sich dieser Wandel ohne alle und jede Emanzipationsbewegung gemacht; es ist etwas, was sich von selbst versteht. Es fällt den Frauen gar nicht ein, ihre Selbstständigkeit auf Kosten der Weiblichkeit auszubenten; von irgendwelcher lächerlichen Selbstüberhebung gegenüber dem Manne sind sie frei. Lassen wir noch einmal dem begeisterten Anwalt und Freund der Frauen, Boccaccio, das Wort. In der Einleitung, die so geistreich den Rahmen füllt, in den die hundert Novellen eingespant sind — in dieser Einleitung sagt die eine Dame, Philomene, „die sehr verständig war“, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt: Bedenkt, daß wir Frauen sind, und keine ist noch so sehr Kind, daß sie nicht einsehen sollte, wie Frauen untereinander beraten sind und wie sie ohne Rücksicht irgendeines Mannes sich nicht recht zu benehmen wissen. Wir sind schwankend — noi siamo mobili (la donna è mobile!) — fürstlich, argwöhnisch, kleinmütig und furchtjam. Daber fürchte ich sehr: wenn wir keinen andern Führer nehmen als uns selbst, so wird unsere Gesellschaft nur zu früh sich wieder auflösen, und das wäre sehr wenig Ehre für uns... In Wahrheit, sagte hierauf Elisa, die Männer sind das Haupt der Frauen, und ohne ihre Anordnung nimmt irgendein Werk von uns selten ein lebenswürdiges Ende.

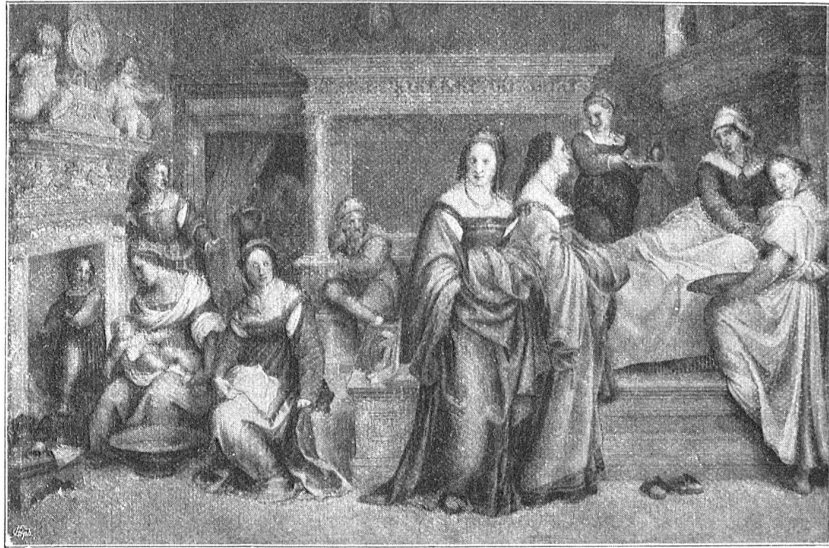
So dachte man im Trecento. Im Quattrocento und Cinquecento hat dann das Verhältnis der Frau zum Manne bei verschiedenen Schriftstellern eine noch schärfer theoretisch ausgeprägte Formulierung gefunden. Wir können uns in dieser Hinsicht Rats erholen bei einem der feinsten Männer der Hochrenaissance, dem edeln Grafen Baldassare Castiglione, der aus seinen Erfahrungen am Hofe von Urbino heraus, wo er in einer Gesellschaft von untadeligem Adel der Geburt nicht nur, sondern, was einzig in der Renaissance wirklich zählte, der Geisteskultur lebte, seine Schrift vom vollendeten Hofmann verfaßte: Il Cortigiano. Von den vier Büchern, in die sein fesselnd geschriebener Traktat zerfällt, ist das dritte vorzugsweise der Frau gewidmet, vor allem allerdings in ihrer Funktion als Donna di Pa-



Geburt Johannes des Täufers. Nach dem Fresco von Domenico Ghirlandaio in S. Maria Novella zu Florenz (aus „Wölfflin, Die klassische Kunst“).

lazzo, d. h. als Hofdame, wobei aber doch auch viel allgemeines Raisonnement über Wesen und Wert der Frauen sich einstellt. Hören wir einige dieser Ausführungen, die uns direkter in die Sinnesweise der Renaissance in ihrer vornehmsten geistigen und sittlichen Blüte einführen, als es der feinste und kundigste moderne Kulturhistoriker vermöchte. Vor allem — so sagt einer der Teilnehmer am Gespräch, Giuliano de' Medici, Herzog von Nemours (seine Statue von Michelangelo's Hand steht in der Mediceergrabkapelle von San Lorenzo zu Florenz) — vor allem glaube ich, daß die Frau in ihrem Auftreten, ihren Manieren, Worten, Gebärden, in ihrer Haltung vom Manne ganz verschieden sein muß; denn, wie es diesem ziemt, eine gewisse feste Männlichkeit zu zeigen, so steht der Frau eine milde und sanfte Zartheit wohl an, die sich in jeder Bewegung mit echt weiblicher Lieblichkeit kund tut; im Gehen, Stehen, Sprechen muß sie immer als Frau erscheinen ohne jede Ähnlichkeit mit dem Manne. Aber, fügt er, diese allgemeinen Grundzüge einschränkend, bei: Meiner Meinung nach sind viele Tugenden des Geistes für die Frau (die Hofdame) ebenso notwendig wie für den Mann (den Hofmann). Wie dieser muß sie das Adelige bewahren, jede Ziererei vermeiden, einen natürlichen Anstand in all ihren Verrichtungen beweisen, gute Umgangsformen besitzen, geistvoll, klug, nicht anmaßend, nicht neidisch, nicht schmähsüchtig, nicht eitel, nicht rechthaberisch, nicht dummdreist sein. Als Eigenschaften, die sich für alle Frauen (nicht nur für die am Hofe lebenden) schicken, werden aufgeführt: Güte und Zartgefühl, die Fähigkeit der Frau, den Besitz ihres Mannes und das Haus zu verwalten und die Kinder zu leiten, und alles das, was von einer guten Hausfrau (*madre di famiglia*) verlangt wird. — Entscheidend für die Auffassung von der virtuellen Gleichheit des Mannes und der Frau ist dann die folgende Stelle: Auch der Mann wird nicht vollkommener sein als die Frau, was seine formale Substanz betrifft, da beide unter den Begriff des Menschlichen fallen; daß der eine von dem andern verschieden ist, ist eine zufällige, aber keine wesentliche Tatsache. Wenn ihr mir nun erklären wollt, der Mann sei vollkommener als die Frau, wenn auch nicht dem Wesen, so doch wenigstens zufälligen Eigenschaften nach, so erwidere ich darauf, daß diese zufälligen Eigenschaften entweder körperlicher oder geistiger Natur sind. Sind sie körperlicher Natur, weil der Mann stärker, gewandter, rascher, ausdauernder ist, so behaupte ich, daß dieser Grund sehr geringe Beweiskraft besitzt, da unter den Männern selbst diejenigen, die diese Eigenschaften in höherem Grade besitzen als die übrigen, nicht ihrerwegen höher gewertet werden und daß im Kriege, wo die meisten Anstrengungen und Kraftbetätigungen vorkommen, die Stärksten deswegen nicht zugleich auch die Geschicktesten sind. Sind aber diese zufälligen Eigenschaften geistiger Art, so erwidere ich, daß alles, was die Männer begreifen können, auch von den Frauen begriffen werden kann und daß, wohin der Verstand des einen dringt, der des andern auch zu dringen vermag. — Inbezug auf die schwächere Körperbeschaffenheit der Frau, d. h. auf ihre angebliche physische Inferiorität wird geltend gemacht, daß die Natur die Frauen so, wie sie sind, nicht zufällig hervorgebracht hat, sondern in Anpassung an einen notwendigen Zweck. „Daher nähren die Mütter die Kinder, während die Väter sie unterrichten, und durch ihre Energie erwerben diese (die Väter) draußen das, was jene (die Frauen) durch ihren Fleiß im Haus erhalten, und das ist kein geringeres Lob.“

Aus dieser neuen Orientierung der Frauenfrage ergibt sich dann noch ein weiteres beachtenswertes Moment: das verzehrende Verständnis für solche Frauen, die etwa vom geraden Wege abbiegen. Natürlich müssen triftige Gründe hierfür vor-



Geburt der Maria. Nach dem Fresko von Andrea del Sarto in der Annunziata zu Florenz (aus „Wölfflin, Die klassische Kunst“).

liegen. Und da begegnen wir bei Castiglione zwei Gedankenreihen: einmal kann die Macht der Versuchung von Seite des Mannes so groß sein, daß die Frau ihr unterliegt und die Flamme der Leidenschaft über ihrem Kopf zusammenschlägt. Da legt nun der Graf, dessen mild-ernste Züge wir ja von Raffaels herrlichem Bildnis her kennen, einer der Hauptpersonen des Gesprächs das Wort in den Mund: „Scheint Euch dies ein so schwerer Fehltritt zu sein, daß die Unglückliche, die sich durch so süße Schmeicheleien betören ließ, zum mindesten nicht die Verzeihung zu erhalten verdient, die oft Mördern, Dieben, Straßenräubern, Verrätern zuteil wird? Haltet Ihr dies Vergehen für so groß, daß, um zu erklären, wie eine Frau es begehen kann, das weibliche Geschlecht im allgemeinen herabgesetzt und zügellos gescholten wird, ohne Rücksicht darauf, daß viele Frauen sich als unerschütterlich tugendhaft und diamant-hart gegen alle Verlockungen der Liebe erweisen?“ — Man denkt an den Wanderer durch die Hölle, der auf die Frauen von Florenz, seiner Heimatstadt, wegen ihrer üppigen Tracht die Strafen des Himmels herabwünscht und der doch ohnmächtig wird vor Schmerz, da er von der Francesca und Paolo- Tragödie in Rimini Kunde erhält. Bei Dante steht das geheimnisvoll-furchtbare Wort von der Liebe, die keinem Geliebten die Erwidderung dieser Liebe erläßt, *amor che a nullo amato amar perdona*. — Aber auch einem andern, man möchte fast sagen objektivern Gedankengang begegnen wir bei einer der Dialogpersonen des Cortigiano. Wie vielfach sind die Frauen unglücklich in der Ehe, nicht durch ihre Schuld, sondern teils durch die ihrer Gatten, teils weil sie von ihren Vätern gezwungen worden sind, alte, gebrechliche, kränkliche, widerwärtige Männer zu heiraten, die ihnen das Leben zum Elend machen. Wörtlich heißt es dann weiter: Wenn diesen Frauen gestattet wäre, sich zu scheiden (*fare il divorzio*) und sich von den Männern zu trennen, an die sie so übel gekettet sind, dann wäre es vielleicht nicht statthast, daß sie einen andern als ihren Mann lieben würden; wenn es sich aber durch ein böses Geschick oder infolge der Verschiedenheit der Charaktere oder eines andern unglücklichen Umstandes ereignet, daß in der Ehe, die eine Stätte der Eintracht und der Liebe sein sollte, die verfluchte höllische Furie den Samen ihres Gifts austreut, der Abscheu, Verdacht und Haß erzeugt zur Qual dieser armen Seelen, die grausam bis zum Tod an unlösbarer Kette gefesselt sind: warum wollt ihr dann nicht, daß einer solchen Frau erlaubt sein soll, eine Erquickung von solcher Plage zu suchen und einem andern das zu gewähren, was ihr eigener Gatte nicht nur mißachtet, sondern verabscheut?

Für die neue Auffassung vom Verhältnis der Frau zum Mann könnte noch ein anderer Zeuge aufgerufen werden, der dem weiblichen Geschlecht zeitlebens die entschiedenste Gul-



Bildnis der Lucrezia Tornabuoni. Nach dem Gemälde von Domenico Ghirlandajo (aus „Schaeffer, das Florentiner Bildnis“).

digung dargebracht hat, freilich bei weitem nicht in dem ritterlich-vornehmen Sinn wie der Graf Castiglione, sondern als lebenswürdiger Lebemann: es ist der Florentiner Firenzeuolo, dessen Lebenszeit in die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fällt. In den Ragionamenti zu seinen Novellen stoßen wir unter anderm auf einen früher schon berührten Punkt, auf die fatale Gewohnheit, il commune errore, daß bei der Verheiratung eines Mädchens mehr auf Reichtümer und gutes Leben als auf Befriedigung des Geistes und Gemütes gesehen wird, was dann oft zu schlimmen Dingen führt. Sodann hat aber Firenzeuolo zwei Dialoge über die weibliche Schönheit geschrieben, die neben einer interessanten und geistreichen Untersuchung dessen, was bei den Frauen in äußerer Erscheinung und Haltung als schön zu gelten hat, auch allgemeinere Auslassungen über die Frau enthalten. Nicht nur die Schönheit der Frauen preist er als eine zartere und eigenartigere als die der Männer, auch das ganze Wesen der Frauen sei viel sanfter und milder als das der Männer, weshalb die Frauen auch einen Ruhepunkt, eine Erholung, eine Ergänzung im Leben der Männer bilden. Und es heißt dann wörtlich: Ich bin der Meinung, daß, da wir — d. h. Männer und Frauen — einander ergänzen wie zwei Hälften — platonische Vorstellungen werden hier lebendig — es sich unwiderleglich beweisen lasse, daß ihr Frauen ebenso edel von Gesinnung seid wie wir Männer, ebenso weise, in geistiger, moralischer und philosophischer Hinsicht ebenso begabt, für praktische Dinge und

Kenntnisse ebenso geschickt wie wir und daß in euerm Geiste genau dieselben Kräfte und Begabungen liegen wie in unserm. Mit Hilfe dieses Beweisgrundes und dieser Folgerung will ich euern und meinen Feinden offen ins Gesicht sagen, daß ihr in allem und für alles uns völlig gleich seid, wenn sich dies auch augenblicklich nicht so allgemein zeigt infolge der häuslichen Pflichten und wirtschaftlichen Verrichtungen, die ihr bescheiden in der Sorge für die Familie auf euch genommen habt.

Bei Boccaccio, wie bei Castiglione und Firenzeuolo unterhalten sich Männer und Frauen auf dem Fuße völliger Gleichwertigkeit. Die Frauen sind nicht etwa nur geduldet, sie bilden ein notwendiges Element der Gesellschaft. Das setzt natürlich von vornherein eine weit höhere geistige Bildung und gesellschaftliche Beweglichkeit voraus, als dies bei den Frauen des Mittelalters der Fall war und sein konnte. Wir wollen hier nicht von den eigentlichen gelehrten Frauen sprechen, wie etwa jener von Ludwig Fulda als Dramenheldin verwerteten Novella d'Andrea in Bologna, die juristisch so gelehrt war, daß sie in Verhinderung ihres Vaters, eines berühmten Professors, den Studenten hinter einem Vorhang Kolleg las. Solche Frauen bildeten selbstverständlich auch in der Renaissance die Ausnahme, sonst würde nicht ein solches Aufsehen von ihnen gemacht. Was uns interessiert, ist das, was man im Durchschnitt von einer Frau, die sich mit Ehren in geistig angeregter Gesellschaft bewegen will, verlangte. Auch hier kann uns schon Boccaccio Fingerzeige geben. Die Florentinerinnen seiner Novellen sind Bürgerliche, und wenn der Dichter auch etwas ins Ideale malt, da, wo er uns in den Einleitungen und Abschlüssen jedes Tags das seine heitere Treiben in der köstlichen ländlichen Umgebung schildert, so haben wir doch keinen Grund anzunehmen, daß dieses Bild eine freie Schöpfung der Phantasie sei. Sonst würden wir sicherlich nicht auf Züge stoßen, deren Realismus in einer Idealschilderung geradezu unflüsterlich wirken müßte. Da wird unter anderm beschlossen, am Freitag und am Sonnabend mit den Erzählungen auszugehen. Warum? Weil es am Freitag, dem kirchlichen Fasttag, sich eher ziemte, Predigten statt Novellen zu hören; ferner: weil es am Sonnabend Brauch sei, daß die Frauen sich den Kopf waschen, allen Staub und Unrat von sich schaffen, der sich durch Arbeiten die ganze Woche hindurch bei ihnen angelagert hat, auch wohl viele zur Ehre der jungfräulichen Mutter des Sohnes Gottes zu fasten und überdies noch zur Ehre des kommenden Sonntags von aller Arbeit auszuruhen pflegen. — So echt diese Züge jedenfalls sind, so echt ist gewiß auch, wenn wir erfahren, wie die Damen in Gesang und Musik und im Solotanz gewandt sind und diese Künste üben als etwas, das sich ganz von selbst versteht. Daß sie in den Nachmittagsstunden, wenns heiß ist, sich neben dem Würfel- und Brettspiel mit dem Lesen von Romanen (legger romanzi) die Zeit vertreiben, wird so nebenbei erzählt, als wenn das Lesenkönnen der Frauen, wohlverstanden zum bloßen Vergnügen, eine Sache allgemeiner Übung wäre. Und am Schluß desselben vierzehnten Jahrhunderts, das den Decamerone entstehen sah, finden wir in Florenz Frauen, die an Disputationen über Fragen der Philosophie, Moral, Medizin, Geschichte und Politik eifrig sich beteiligten, ja unter Umständen sogar das letzte Wort behielten. Als ein damals berühmter Rechtsgelehrter sich über diese geistige Beweglichkeit der Florentinerinnen höchlich verwunderte, sie wohl auch im Stillen mißbilligte, da erhielt er aus dem Mund der Klügsten die hübsche Antwort: „Die florentinischen Frauen strengen ihren Geist an, zu tun und zu reden so gut sie es vermögen, damit ihnen nicht von einem, der sie täuschen möchte, ein X für ein U vorgemacht wird.“ Wer die Novellen des Boccaccio kennt, weiß, welche Triumphe weibliche List und Erfindungsgabe im Guten wie im Schlimmen (leider namentlich in diesem) da feiern.

Die leidenschaftliche Begeisterung für das zu neuem Leben und neuer befruchtender Wirkung erweckte Altertum ließ natürlich auch die Frauen, die jetzt in die geistigen Interessen so stark mitverflochten wurden, nicht unberührt. Es galt, sich den wesentlichen Inhalt dieser antiken Welt anzueignen, sei es, daß auch die Mädchen Unterricht in den alten Sprachen

erhielten, sei es daß sie wenigstens soviel von den antiken Schriftstellern erfuhren, um für die Konversation, die mit der Kenntnis der Antike rechnete und von dieser völlig durchtränkt war, gewappnet zu sein. Auch hier ist von Wissensprogreß selbstverständlich keine Rede. Es handelt sich in der Renaissance überhaupt stets nicht sowohl um Wissen als um Bildung. Was man auch von der Frau, die am gesellschaftlichen Leben teilnehmen wollte, forderte, war, daß ihr die Angelegenheiten, die das Interesse der Männer ausmachten, keine böhmischen Dörfer seien, sondern daß sie ebenfalls Verständnis oder doch Teilnahme dafür habe. Eine echt feine Geselligkeit kam damals auf, die vorher kaum je in dieser Art bestanden hat und später wohl erst wieder im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich. Wie sich die Frauen im allgemeinen zu benehmen haben, findet vielleicht seinen schönsten Ausdruck in einem Witze des Boccaccio, der die Frauen mahnt, es in Gesellschaft voll zu halten wie beim Betreten eines Gartens: Pflückt mit ausgestreckter feiner Hand die Rosen und lasst die Dornen stehen!

Wie hoch alles Delikate, Graziöse, Liebenswürdige und dabei doch vornehm Repräsentierende namentlich zu Florenz im Kurs stand, sieht man bei dem schon erwähnten Firenzuolo. Er, der gründliche, berufene Kenner der bellezze delle donne, kennt auch die Anmut ohne eigentliche Schönheit; es gibt Frauen, denen einfach alles steht. Dann läßt er die Begriffe Reue passieren, ohne die eine Frau nicht vollkommen ist: die grazia, die vaghezza, das Liebenswürdig-Neizvolle, dann die venustà, eine Art Widerschein der Seelentugenden der Frau in ihrer ganzen Erscheinung, dann l'aria, das Air, la maestà, das Majestätisch-Vornehme, von dem es heißt, es giesse über die Frau quasi un odor di regina, gleichsam den Duft einer Königin. — Wir suchen vielleicht in der Kunst nach einem Frauenbildnis, das uns einen Begriff von all diesen Eigenschaften, wie sie der Florentiner Frauenschilderer fordert, vermitteln könnte: ich wüßte nur eins, das dieser Aufgabe voll auf genügen würde, Leonardos Bildnis der Mona Lisa, der Frau des Florentiners Francesco del Giocondo, dieses Porträt, in dem alles geheimnisvolle Schönheit, Geist, Vornehmheit und vollkommenes, vielleicht nicht so leicht errungenes seelisches Gleichgewicht ist. Es darf im Vorbeigehen bemerkt werden, daß auch Kurtisanen — in Venedig und namentlich in Rom — ihre Beliebtheit durchaus nicht nur ihrer freigebigen Schönheit, sondern ebenso ihrer literarischen Bildung und ihrer Kunst geistreicher Gaunerie verdankten.

Was nun diejenigen Frauen betrifft, die sich durch besondere künstlerische oder poetische Begabung auszeichneten, so darf im allgemeinen bemerkt werden, daß sich der Ruhm, der auf einzelne zu ihren Lebzeiten in reichem Maße ausgegossen wurde, in den wenigsten Fällen als dauerhaft erwiesen hat. Als Dichterinennamen aus der Renaissance ist eigentlich nur der der Vittoria Colonna lebendig geblieben, und auch da darf man kühnlich behaupten, daß der Name weit bekannter ist, als die Kenntnis ihrer Gedichte verbreitet. Im übrigen sagt Jakob Burckhardt sehr treffend: Altitalienische literarische Tätigkeit verlangt man nicht von der Frau, und wenn sie Dichterin ist, so erwartet man wohl irgendeinen mächtigen Klang der Seele, aber keine speziellen Intimitäten in Form von Tagbüchern und Romanen. An das Publikum dachten diese Frauen nicht; sie mußten vor allem bedeutenden Männern imponieren und deren Willkür in Schranken halten.

Auf dem Felde der bildenden Künste haben sich die Frauen sehr wenig hervorgetan. Unter der großen Zahl der Kunstbiographien, die wir dem Eifer des Florentiners Giorgio Vasari verdanken, bezieht sich eine einzige nur auf eine Frau, auf die Bologneserin Madonna Properzia de' Rossi, eine delikate Marmorkünstlerin, die ihre zierliche Geschicklichkeit an Reliefs und dekorativen Arbeiten bekundet hat, leider schon jung starb. Was bei diesem Anlaß Vasari sonst von kunstfertigen Frauen namhaft macht, hat nichts zu bedeuten, und es nimmt sich etwas komisch aus, wenn er gerade bei diesem Anlaß ein begeistertes Loblied auf die Frauen seiner Zeit singt, die nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in allen andern Tätigkeiten den höchsten Ruhm erworben hätten. Sie hätten sich sogar nicht gescheut, ihre zarten und weißen Hände (bianchissime mani) an mechanische Dinge zu wagen, wie an die Bearbeitung des Marmors mit dem harten Eisen. Die einzige, die das tat, war eben Properzia de' Rossi, und gerade sie mußte, echt weib-

lich, in der Blüte ihrer Jahre an Liebesgram sterben. — Weit wichtiger als die eigene künstlerische Produktion des weiblichen Geschlechtes war, daß in den Kreisen der gebildeten Frauen vornehmen Standes das Interesse für künstlerisches Schaffen ein höchst intensives und fruchtbares war. An Beispielen hiefür ließe sich eine schöne Zahl beibringen. Wohl das Denkwürdigste bleibt das der Markgräfin von Mantua, Isabella d'Este, der Gattin des Francesco Gonzaga, die im besten Sinne des Wortes eine Sammlerin war, der die Kunst nicht eine Sache des Luxus, sondern ein Bedürfnis und einen unentbehrlichen Schmuck ihres Lebens bedeutete. Isabella Gonzaga ist daneben eine Persönlichkeit von durchdringendem Verstand und einer geradezu männlichen, allen Lagen gewachsenen Energie, vielleicht die erstaunlichste Fürstin, welche die Renaissance in Italien hervorgebracht hat (s. Abb. S. 523).

Zum Schluß noch einiges aus dem täglichen Leben der Frau. Da wären ein langes Kapitel die Kleider, der Kleiderluxus, der zu immer neuen Klagen Anlaß gibt, vom ökonomischen und moralisierenden Gesichtspunkt aus, Klagen, die natürlich nichts halfen. Zur Putsch kommt die Sucht, mit kosmetischen Mitteln aller Art der Schönheit nachzuhelfen oder die mangelnde Schönheit zu maskieren. Auch über diese Unsitte liegen beredteste Beschwerden und entrüstete Proteste in stattlicher Zahl vor. Doch wir können bei diesen beiden Gegenständen nicht verweilen; was uns weit mehr interessiert, ist: ein wenig einen Einblick zu erhalten in das Tun und Treiben der Frau im Hause und außerhalb des Hauses, bei den vielfachen Aufgaben, wie sie die Praxis des Tages, wie sie die oft nichts weniger als hellen Erlebnisse in der Familie mit sich bringen. Die allerliebsten jungen Damen in Boccaccios Decamerone verstehen auch alles, was die Fürsorge für das leibliche Wohl der in der Sommerfrische weilenden Gesellschaft angeht, aufs trefflichste. Sie erlebigen das mit derselben feinen leichten Grazie wie das Singen und Tanzen und Laute spielen. Im Kreise dieser Damen erzählt, nimmt sich die bekannte Novelle, die den Decamerone abschließt, merkwürdig genug aus: die Geschichte von der herzensguten, bis zur Selbsterniedrigung gehorjamen, bis zur Unmenschlich-



Bildnis einer jungen Florentinerin. Nach dem Gemälde von Piero della Francesca (Domenico Veneziano?) in der Sammlung Polbi-Bezzoli zu Mailand (aus „Schaeffer, Das Florentiner Bildnis“).

keit ihrem Gatten willfährigen Markgräfin Griselda. Es ist auf den ersten Blick betrachtet das Idealbild der treuen, demüthigen Gattin; aber man sehe wohl zu, ob man damit den Gedanken des Dichters richtig interpretiert. Ich glaube es nicht. Es mochte für Boccaccio eine gewisse Pikanterie darin liegen, nach all den Geschichten von Frauen, die sich ihre Ehe abwechslungsreicher gestalten, als dies Sitte und Sittlichkeit billigen, von einer geradezu unglaublich braven Frau zu erzählen, die sich vom Gatten das Merkste gefallen läßt, ohne auch nur einen Moment vom geraden Wege zur Seite zu schauen, geschweige denn zu gehen. Man beachte nun aber, wie der Erzähler seine Geschichte einführt: „Ich will von einem Markgrafen eben nicht etwas sehr Edelmüthiges, sondern eine wahre Rohheit (bestialità) erzählen, wenn auch gleich am Ende etwas Gutes daraus erfolgt. Dieser zu folgen möchte ich aber keinem raten, weil es sehr schade ist, daß sie ihm (dem Markgrafen) so gut ausging.“ Und nach Beendigung der Erzählung erfahren wir, daß die Novelle bei den Frauen eine sehr geteilte Aufnahme fand, und wenn Fiametta mit einer leidenschaftlichen Liebesanzone den Abend beschließt, in der es unter andern heißt: Drum, Frauen, hört meine Rede: Beleidigung nehm' ich nicht müßig hin — so klingt das so resolut, daß man den deutlichen Eindruck erhält, eine solche Frau würde sich eine Behandlung, wie sie der Markgraf von Saluzzo seiner Gattin Griselda angedeihen läßt, niemals gefallen lassen. Das ist das rechte Echo, das diese Novelle weckt und das Boccaccio gewiß auch geweckt wissen wollte. Es ist aber recht bezeichnend, daß Petrarca, der Laura-Sänger und Frauenhasser in einer Person, diese Griselda-Geschichte besonders goutiert und sie sogar ins Lateinische umgeformt hat. Für ihn war sie eben nicht, was sie für den Schöpfer des Decamerone war: eine wahre Rohheit. Ziehen wir also aus der Griselda-Novelle den rechten Schluß: die Hausfrau hat das volle Recht auf anständige, würdige Behandlung, sie ist nicht die Magd des Mannes, sondern seine Gefährtin. Nicht aus sklavisch-unterwürfigem Gehorsam gegenüber dem Mann erfüllt sie ihre Pflichten, sondern aus dem Gefühl freier Verantwortung für die ihr überbundenen Aufgaben. Das versteht auch der Hausfrau in der Renaissance das individuelle Gepräge: sie ist im beschränkten Rahmen ihrer häuslichen Obliegenheiten eine selbständige Persönlichkeit. Und nun trifft es sich prächtig, daß wir gerade in Florenz eine solche Frau, die ganz in den Pflichten für ihr Haus und ihre Angehörigen aufgeht und doch darob ihre starke, kraftvolle und dabei echt weibliche Individualität behauptet, so genau kennen lernen, wie wir es nur wünschen mögen. Wir meinen Alessandra Strozzi, von der uns ein freundliches Geschick siebenzig Briefe an ihre Söhne aufbewahrt hat, ein wahrhaft köstliches Dokument. Nur einiges können wir hier aus diesem Schatz heben — denn diese Frau würde für sich das Thema eines ganzen Aufsatzes abgeben — aber dies Wenige wird den Lesern doch einigermaßen einen Begriff von dieser Florentinerin vermitteln.

Als Sechzehnjährige war Alessandra Macinighi (1422) in die Ehe mit Matteo Strozzi getreten; drei Mädchen und fünf Knaben hat sie ihm geboren; noch vor der Geburt des jüngsten Knaben, Matteo, war der Mann gestorben, nicht in Florenz, sondern als Verbannter (infolge der politischen Parteiverhältnisse) in Pesaro. Drei Kinder folgten ihm bald ins Grab. Mit den fünf Ueberlebenden kehrte Alessandra nach Florenz zurück, mietete sich einfach ein, und nun fiel ihr die schwere Aufgabe zu, mit beschränkten Mitteln zu haushalten und die Kinder zu erziehen, ohne doch je zu vergessen, daß sie die Gattin eines Strozzi gewesen, d. h. zu den vornehmen Geschlechtern der Stadt gehörte. Früh schon gingen die Söhne, auf die sich der Bann vererbt hatte, hinaus in die Welt, um in Neapel, in Spanien und den Niederlanden in die Geheimnisse des Kaufmannsstandes eingeweiht zu werden. „Ich habe — so schreibt einmal die Mutter — kein anderes Gut in dieser Welt als Euch, meine drei Söhne; um Eures Wohles willen habe ich Euch von mir weggegeben, einen um den andern, ohne an meinen eigenen Trost zu denken.“ Am längsten sträubte sie sich, ihren Jüngstgeborenen, Matteo, an dem ihr Herz wie begreiflich am meisten hing, nach Neapel ziehen zu lassen, wo der älteste Sohn Filippo, der geistig bedeutendste, dem Florenz später den herrlichen Strozzi-Palast verdankte, im Bankgeschäft seines Oheims mit Auszeichnung tätig war. Aber auch dazu mußte sie sich entschließen, und ihr blieben nur noch die beiden Mädchen, für die sich bald gute Partien fanden; namentlich Catarina verheiratete sich sehr günstig. Es ist reizend, die

Mutter ihrem Sohn Filippo erzählen zu hören, wie der Bräutigam seine Braut verwöhnt. Von Marco — eben dem künftigen Schwiegersohn der Alessandra — sage ich nichts, das ist der Gemann, der immer sagt: Verlange, was du willst! Wir hören von dem prächtigen Verlobungsstaat, den er seiner Braut stiftet; wenn Catarina jetzt ausgeht, trägt sie mehr als vierhundert Gulden auf sich (d. h. Kleider und Kostbarkeiten in diesem Wert). Das eitle Schwesterlein — Catarina war sechzehnjährig — gibt denn auch nicht umsonst der Mutter den Auftrag, für sie beim Bruder in Neapel Seife und ein gutes Wasser oder ein anderes Schönheitsmittel, da far bella, zu verschreiben. Alles, was im Hause vorgeht, schreibt die Mutter den Söhnen. Eine wichtige Sache ist stets die Sorge für ihre Wäsche, die Hemden werden zu Haus gewoben und angefertigt. Sie hält sie auf dem Laufenden über alle Geldsachen, die der Witwe manche Sorgen bereiten, namentlich wenn der Staat gar zu unverkaut ist in seinen Steuerforderungen. Wir erfahren von ihren Mägdenöten: man hielt sich damals noch eigentliche Sklavinnen, die man aus Nußland, Zirkassien u. s. w. bezog. Einmal hatte sie ein ganz besonders böses Subjekt erwählt: sie klagt, sie sei die Sklavin und jene die Herrin, und sie gesteht, daß sie wie ihre noch unverheiratete Tochter eigentlich Angst vor dieser Magd hätten. Erleichtert atmet sie auf, als dieser Drache das Haus geräumt hat. Alles, was in Florenz geht, erfahren die Söhne; die politischen Verhältnisse erhalten nicht zuletzt ihre ausführliche Behandlung. Mit merkwürdigem Spürsinn hat Alessandra herausgefunden, daß die Medici die Herren der Zukunft in Florenz seien. Sie hat es noch erleben dürfen, daß der Bann, der auf den Söhnen immer noch lastete, aufgehoben und ihnen die Rückkehr nach Florenz gestattet wurde. Und noch eine Freude war ihr beschieden: es fand sich endlich ein Mädchen, das ihr Filippo zu heiraten einwilligte. Das war lange ihr Kummer gewesen. Alle ihre Vorschläge, die nach Neapel in dieser Angelegenheit — il fatto della donna, nennt es die Mutter — gingen, waren auf unfruchtbaren Boden gefallen. Und sie hatte doch so vorsichtig Umschau gehalten; sie ließ sich selbst nicht verdrängen, in aller Frühe die Messe in einer Kirche zu hören, von der sie wußte, daß eine für ihren Filippo passende Jungfrau hinging. Sie entwirft ihm die Porträte der in Frage kommenden jungen Florentinerinnen, die natürlich vor gutem Haus, vermöglic, aber auch hübsch sein mußten — cercare delle virtù e delle bellezze. Namentlich darauf sieht sie immer, daß eine keine häßlichen Manieren an sich hat. — Von einer bemerkt sie ganz ausdrücklich, sie könne tanzen und singen. Auch schläfrig und starrköpfig darf die Frau ihres Filippo nicht sein. Im übrigen lautete ihre Ehemaxime: Un uomo, quando è uomo, fa la donna donna: wenn einer ein rechter Mann ist, schafft er sich die Frau nach seinem Sinn. Und schön rühmt sie von der Ehe: eine gute Gefährtin zu haben, gewährt dem Manne Trost nach Seele und Körper. Aber, wie gesagt, Filippo wollte lange nicht anbeißen. Da reißt der Mutter endlich die Geduld, und sie schreibt dem Sohne: Gott möge dich bewahren vor einer solchen Angst; hätten alle Männer solche Furcht gehabt, eine Frau zu nehmen, so würde längst die Welt ausgestorben sein. Und, fügt sie bei, man muß doch bedenken, daß der Teufel nicht so schwarz ist, wie man ihn malt. Endlich fand sich doch die Rechte, und Alessandra wurde eine treue, liebevolle Schwiegermutter und Großmutter. Wie freut sie sich des Enkelsohnes Alfonso, dessen erstaunliche Frühreife sie nicht genug zu rühmen weiß! Das Kerlchen ist zwar erst ein Jahr alt; aber denke dir, schreibt sie dem in Geschäften abwesenden Sohne, nur einmal hat sie, die Großmutter, dem Alfonso gesagt: Der Papa ist in Neapel, und wenn man ihn jetzt fragt, sagt er: Bambo a Napoli. Ich weiß, fährt sie fort, daß du über mein Geschreibsel lachen und sagen wirst, ich sei eine Törrin (una bestia); aber ich weiß auch anderseits, daß es dir Vergnügen und Trost gewährt und du um so mehr wünschen wirst, den Kleinen wiederzusehen. Die Haushaltung gibt ihr, der immer mehr Altenden, viel zu schaffen: sie hat während eines zweiten Kindbetts der Schwiegertochter, in deren Haus sie wohnt, alles zu besorgen, und dazu kommt noch die Aufsicht über den Alfonso, ma questo è con piacere, aber das tu' ich mit Vergnügen — und der Kleine lobt der Großmutter ihre Liebe: er ist immer hinter mir drein wie das Kucklein hinter der Henne. Diese prächtige, aufrechte Frau, die 1470 starb, con dolcissima morte, lernen wir aber in ihrer ganzen stillen Größe erst ganz in jenen Briefen kennen, die sie an die Söhne, na-

mentlich an Filippo, das Haupt der Familie, schreibt, als ihr Liebling Matteo jung in Neapel am Fieber gestorben ist. Un' amaritudine grandissima, eine tiefste Bitterkeit, habe sie empfunden, weil sie eines solchen Sohnes beraubt worden sei; aber sie findet Trost in Gott, der wohl gewußt haben werde, warum er den Matteo sterben ließ; es ist ihr auch eine große Beruhigung, daß Matteo noch die letzten Segnungen der Kirche empfangen. Und nun ist es wundervoll, wie sie vom toten auf den lebenden Sohn übergeht: sie denkt daran, wieviel Kummer und Sorge Filippo müsse ausgestanden haben bei der Krankheit Matteos, sie beschwört ihn daher, doch ja auch an sich zu denken, für seine Gesundheit besorgt zu sein, womöglich eine Luftveränderung zu machen. Denk' daran, daß deine Person wertvoller ist als aller Gelderwerb; du siehst ja, wie man doch alles dahinten lassen muß. Und dann: denk' auch nich! Sie möchte gerne jetzt bei Filippo in Neapel sein, um ihm von seiner Mühe abnehmen zu können. Gegen den Schluß dieses Briefes hin spricht sie dann noch praktisch und ruhig von den Trauerkleidern, die sie für sich und ihre Töchter machen lasse. Dann berichtet sie von wohlthuenden Kondolenzbesuchen und fährt fort: Ich will nichts mehr von dieser Sache sagen, um dich nicht mit Lesen zu ermüden, nur das noch, daß ich Briefe von dir erwarte, die mir melden, daß du gesund bist: Jesus verleihe uns seine Gnade, wie ich sie wünsche! Dann die Unterschrift: Deine arme Mutter in Florenz, la tua poverella madre.

In einem andern Briefe spricht Alessandra vom Amore materno che è grande quanto dir si può: die Klänge dieser unsagbar großen Mutterliebe, sie vernehmen wir über die Jahrhunderte hinweg mit tiefer Bewegung aus diesen Schreiben einer Gentildonna florentina des Quattrocento. Auch im Frauenleben der Renaissance hat es etwas Höheres, Kostbareres, Reineres nicht gegeben als das Mutterherz in seiner unerschöpflichen Liebe.

Dr. Hans Trog, Zürich.

Zu den Reproduktionen italienischer Bilder.

Den Aufsatz „Aus dem Frauenleben der italienischen Renaissance“ glaubten wir mit einigen Reproduktionen nach Gemälden italienischer Renaissancekünstler illustrieren zu sollen. Entsprechend dem Inhalt jenes Aufsatzes bewegen sie sich ausschließlich im Kreise der Frau.

Da sehen wir zunächst zwei junge Florentinerinnen vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (S. 520 und 521). Beide Bildnisse sind im strengen Profil, dem man damals noch nicht auswich, gegeben; bei beiden handelt es sich um zwei Florentinerinnen aus bester Familie. Domenico Ghirlandaio porträtierte die Tochter des Giovanni Tornabuoni, eines reichen angesehenen Florentiner Bürgers, Lucrezia in ihrem etwas steifen Staat, in dem sie an Feiertagen zur Kirche ging mit dem Meßbuch, das der Maler auf dem Sims in trautem Verein mit einem köstlichen Schmuckstück der jungen Dame mitgibt. Eine kühle Armut liegt über den regelmäßigen Zügen. Es ist die korrekte Tochter aus gutem Hause. Nicht ohne lebenswürdig naiven Selbstvertrauen sagt die lateinische Inschrift, die als Jahr der Malerei 1488 nennt: Könntest du doch, o Kunst, die Sitten und das Gemüt abbilden, dann würde es auf Erden kein schöneres Gemälde geben. Im Besitz des Pariser Kunstsammlers Rann kauft dieses Bild jetzt, nach Ranns Tode, Gefahr, nach Amerika auszuwandern.

Von schalkhaft naseweisem Liebreiz ist die zweite Florentinerin, ein geschicktes, lustiges Ding. Die herrliche Mailänder Sammlung Boldi-Pezzoli beherbergt dieses entzückende Bild, das tadellos erhalten ist. Als Werk des Piero della Francesca gilt es gewöhnlich; neuerdings hat Wilhelm Bode den Vorschlag gebracht. Zu seinem weichen, delikaten Vortrag und seiner zart gestimmten, lichten und dabei pikanten Farbenskala ist das Porträt auf jeden Fall die Arbeit eines überaus feinsinnigen Malers.

Den Schritt zur großen klassischen Bildnis malerei hat Leonardo da Vinci getan. Seine Mona Lisa, die Gattin des Francesco del Giocondo, genießt Welt ruhm (S. 517). Sie hängt im Salon carré des Louvre. Im ersten Jahrzehnt des sechzehnten



Bildnis der Isabella Gonzaga (d'Este). Nach dem Gemälde von Tizian (?) in der kaisert. Gallerie zu Wien (aus „Fischer, Tizian“).

Jahrhunderts ist sie gemalt worden, wie es heißt, als Werk vierjähriger Arbeit, und dann noch schien es dem großen Künstler, der sich selbst so schwer genug tun konnte, nicht vollendet zu sein. Die ästhetische Verrechnung dieses Wunderwerks der Malerei und subtiler Seelenschilderung gibt wohl am besten Heinrich Wölfflin „Klassische Kunst“, dieses erleuchtende Buch über die Kunst der Hochrenaissance. Was an dem Porträt neu und was noch der Anschauungsweise des fünfzehnten Jahrhunderts angehört, ist da aufs feinste dargelegt. Durch das Hereinziehen der Landschaft, einer wunderbar phantastisch durchgebildeten, vollendet Leonardo in diesem Bildnis, wie Burchardt im „Cicerone“ sagt, „jene völlig traumhafte Wirkung, die dieses Bildnis aller Bildnisse ausübt“.

Fünfzehntes und sechzehntes Jahrhundert, Verheißung und Erfüllung, treten uns in prächtiger Deutlichkeit auf den zwei S. 518 und 519 reproduzierten Fresken entgegen, deren Inhalt derselbe ist: eine Wochenstube der heiligen Geschichte (Geburt des Täufers und der Maria), mit der glückseligen Selbstverständlichkeit einer von keinem Genauigkeitsfanatismus heimgesuchten Kunst völlig in das Florenz des Quattrocento und Cinquecento transponiert. Das etwas Steife-Zeremonielle, hervorzuheben in der Besuchszene bei Ghirlandaio (aus den berühmten Freskenzyklen im Chor von S. Maria Novella), das vornehm Unbefangene der Frauen auf dem Fresko der Annunziatenkirche in Florenz von Andrea del Sarto, die mit ihren schleppenden Gewändern so ungezogen majestätisch dahervandeln: das charakterisiert aufs klarste den großen Stilwandel. Die gepunkte junge Florentinerin, die so neugierig lieblich auf des Ghirlandaio Schöpfung den Besucher fixiert, wird als dieselbe Lucrezia Tornabuoni angesprochen, deren Porträt wir kennen gelernt haben.

Von der geistesmächtigen, energischen, kunstsinigen Isabella d'Este, der Schwester des Herzogs Alfons I. von Ferrara, Gattin des Markgrafen Francesco Gonzaga von Mantua und Mutter